

Das Pfennig-Magazin

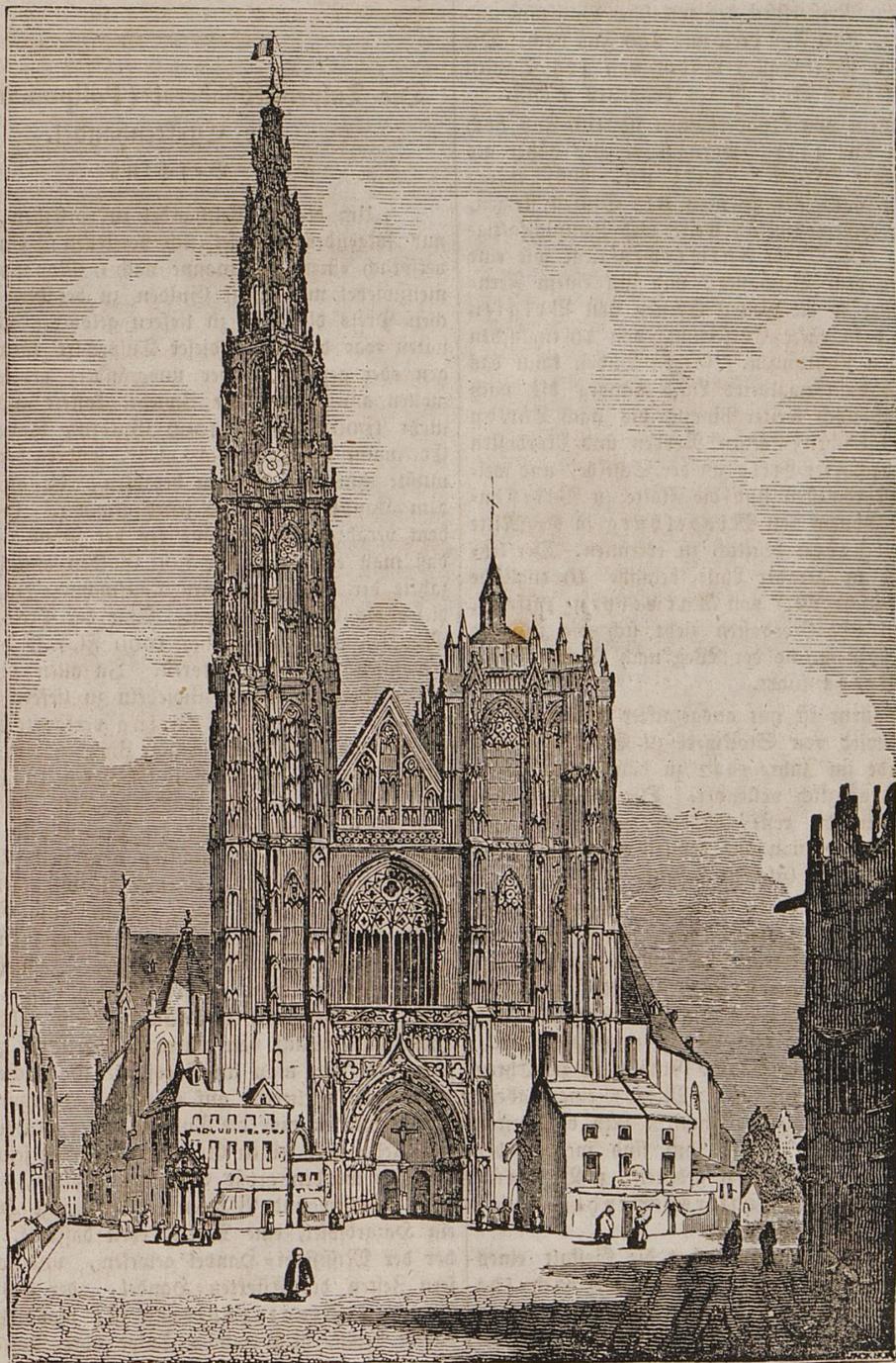
der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse

16.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[August 17, 1855.]

Der Dom von Antwerpen.



Antwerpen, auf dem rechten Ufer der Schelde gelegen, welche hier 2,160 Fuß breit und sehr tief ist, ist die wichtigste Handelsstadt im Königreiche Belgien, und hat 72,000 Einwohner. Die größten Kauffahrteischiffe können vermittelst acht Hauptkanäle und drei von Na-

poleon angelegter Becken (Bassins) bequem an ihre Ausladeplätze (Quais) gelangen. Die Fabriken und Manufakturen der Stadt in Spitzen, Zucker, Bleiweiß, Kalmus, Stoffen, baumwollenen Zeuchen und Spitzenzwirn sind sehr ansehnlich, und ihre Nähseide, schwarze Seiden-

stoffe und Druckerschwärze sind berühmt. Sie ist im Ganzen gut gebaut; die Häuser sind meistens hübsch und die Straßen breit. Im 16. Jahrhunderte hatte Antwerpen 200,000 Einw. und in seinen Häfen lagen an 2000 Schiffe. Der Handel war also damals sehr blühend und bereicherte die Einwohner, wie er die Stadt bevölkerte.

Eines der merkwürdigsten Gebäude von Antwerpen ist sein Dom, oder die Hauptkirche, die gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts erbauet ward. Im Jahre 1559 erhob sie der Papst Paul IV. auf Ansuchen des Königs von Spanien, der damals Beherrscher der Niederlande war, zur Hauptkirche. Dieß Gebäude ist ein Meisterstück der gothischen Baukunst und 500 Fuß lang, 230 Fuß breit und 360 Fuß hoch. Die 230 gewölbten Bogenhallen werden von 125 Säulen getragen; auf jeder Seite ist ein doppeltes Schiff.

Der Thurm von Quadersteinen ist 466 Fuß hoch (nach Andern nur 444), wornach er also höher als der Straßburger Münster (437½ par. Fuß) wäre; bis zur letzten Gallerie muß man 622 Stufen steigen, wo man eine außerordentlich weite und mannichfaltige Aussicht hat. Die Stadt Antwerpen liegt wie eine Landschaft vor dem Beschauer, und mit einem Fernglase überschaut er die weiten Ebenen von Belgien und Holland in einer Entfernung von 40 englischen Meilen in allen Richtungen. Gegen Süden kann das Auge über ein dichtbewaldetes Land hinweg bis nach Mecheln und noch weiter hinaus bis nach Löwen und Brüssel reichen; gegen Norden und Nordosten erblickt man das Fort Lillo an der Schelde, und weiterhin gegen Nordwesten sind die Flotte zu Brüsselingen, und der Thurm von Middeburg in der Mitte der Insel Walcheren deutlich zu erkennen. Der letztere Punkt ist in gerader Linie beinahe 40 englische Meilen (8 deutsche M.) von Antwerpen entfernt. Gegen Norden und Nordosten zieht sich die traurige Fläche hin, über welche der Weg nach Bergen op Zoom und Breda führt.

Dieser Thurm ist mit ausgezackter Arbeit durchbrochen, und wird von Stockwerk zu Stockwerk dünner. Er wurde im Jahre 1442 zu bauen angefangen und erst 1518 gänzlich vollendet. Der zweite Thurm ist bloß bis an die erste Gallerie vollendet. Im Jahre 1540 brachte man auf demselben ein Glockenspiel an, das aus 60 Glocken besteht.

Im Innern der Kirche bewundert man prächtige Gemälde von Rubens, wovon man einen Theil unter der französischen Kaiserregierung nach Paris schaffte. Bei der neulichen Belagerung der Citadelle, im Jahre 1832, sicherte man sie gegen die Kanonenkugeln und Haubizen durch Gerüste und Wände von Holzwerk.

Unter dem Thurme ist eine Grabschrift zu Ehren des Malers Quintin Matsys (Meissis) eingegraben, den die Liebe aus einem Grobschmiede zum berühmten Maler gemacht hatte. Außer ihm sind mehrere berühmte Maler zu Antwerpen geboren, z. B. Vandyk, Calvaert, beide Teniers, Seyher, Floris, J. Jordans u. A.

Die Stadt Antwerpen hat die Gestalt eines angespannten Bogens, dessen Sehne die Schelde bildet. Sie hat von jeher durch kriegerische und politische Ereignisse mehr als irgend eine Stadt in Belgien gelitten. Sie hat 18 Thore, 26 öffentliche Plätze, 70 öffentliche Gebäude und 162 Straßen. Sie ist besetzt und wird besonders durch die Citadelle vertheidigt, welche 1567 von dem Italiener Panotti aus Urbino mit 5 Bollwerken und zurückgezogenen Planken erbauet ward.

Von den Franzosen wurde sie von 1803 bis 1813, und von den Holländern 1831 und 1832 mit neuen Werken verstärkt. Der holländische General Chassé beschloß den 27. Okt. 1830 von ihr aus die Stadt 7 Stunden lang, und 30 Häuser und das Arsenal brannten bis auf den Grund nieder. Im Jahre 1832 zogen die Franzosen, 50,000 Mann stark, vor die Citadelle, welche der General Chassé mit etwa 6000 M. vertheidigte; sie beschossen dieselbe vom 3. Dec. bis zum 23. und verwandelten sie beinahe in einen Steinhaufen, worauf sie sich am letzten Tage durch Kapitulation an die Franzosen ergab.

Die Tulpenliebhaberei (Tulipomanie) und der Effektenhandel.

Beschluß

„Um diesen Weltthandel zu verstehen, darf man nur folgendes Beispiel sich vorstellen: ein Edelmann versprach einem Kaufmanne nach 6 Monaten eine Blumenzwiebel mit 1000 Gulden zu bezahlen, für welchen Preis dieser sie zu liefern gelobte. Nach 6 Monaten war der Preis dieser Tulpenart entweder gestiegen oder gefallen, oder unverändert geblieben. Wir wollen annehmen, die Zwiebel kostete alsdann nicht mehr 1000, sondern 1500 Gulden, so verlangte der Edelmann die Tulpe nicht mehr, sondern der Kaufmann mußte ihm 500 Gulden bezahlen, die also dieser bei dem Handel verlor und jener gewann. Gesezt, nach dem verabredeten Termine sey der Preis gefallen, so daß man ein Stück für 800 Gulden annahm, so bezahlte der Edelmann dem Kaufmanne 200 Fl., die dieser als Gewinn einzog. War der Preis nach sechs Monaten noch wie vorher 1000 Fl., so hatte Keiner gewonnen, Keiner verloren. In allen diesen Fällen dachte Niemand daran, Zwiebeln zu liefern oder anzunehmen. Heinrich Munting verkaufte 1636 einem Kaufmanne aus Alkmar einige Zwiebeln für 7000 Fl., und versprach, sie nach 6 Monaten zu liefern; da aber der Preis gefallen war, bezahlte der Kaufmann nach der Verabredung nur 10 Procent; so empfing er 700 Fl., freilich für nichts, aber noch lieber würde er die Zwiebeln selbst für 7000 Fl. weggegeben haben, wenn er sie besessen hätte. Man setzte die Termine nicht allemal so lang, sondern oft viel kürzer, und dadurch ward der Handel lebhafter. Je mehr dabei gewonnen ward, desto Mehrere traten hinzu, und derselbe, welcher jetzt dem Einen Geld zahlen mußte, hatte bald darauf von einem Andern Geld zu empfangen, so wie man im Farospiele zu gleicher Zeit auf einer Karte verlieren, auf einer andern gewinnen kann. Oft rechneten auch die Tulpenhändler mit einander ab, und Jeder wies seinen Gläubiger an einen seiner Schuldner; da wurden große Summen bezahlt, ohne Geld, ohne Wechsel und Waaren. Der ganze Handel war ein Hazardspiel, eine Wette, eben dasselbe, was nachher der Mississippi-Handel gewesen, und was in unsfern Zeiten der Effekten-Handel, oder das Spekuliren in Staatspapieren ist; was jetzt Staatspapier heißt, hieß damals Tulpe oder Zwiebel, hätte aber auch jeden andern Namen führen können, ohne daß die Sache sonderlich verändert worden wäre. Der ganze Unterschied dieser Art zu handeln, zu wetten oder zu spielen, besteht darin: die Frage, um wie viel ist jetzt am Termine des Kontrakts dieses oder jenes Staatspapier gestiegen oder gefallen? diese Frage

beantworten die Nachrichten aus Wien, Paris, Frankfurt, Amsterdam und London; aber beim Tulpenhandel ward sie durch die Preise, zu welchen bis dahin die meisten Kontrakte geschlossen wurden, ausgemacht; so wie der Makler sich den Wechselkurs von den an der Börse geforderten und bezahlten Wechselpreisen abstrahirt. Man hatte theuere und wohlfeile Tulpenarten angenommen, damit Reiche und Arme mitspielen konnten; man wog sie nach Assen, um das eingebilddete Ganze theilen zu können, und um nicht nur ganze, sondern auch halbe und Viertel-Loose zu haben.

„Endlich fiel der Tulpenhandel plötzlich, und so wie wir die Tulipomanie des siebzehnten Jahrhunderts verlachen, so werden vielleicht unsere Nachkommen über die Spekulationswuth unserer Effektenhändler spotten. Unter so vielen Kontrakten wurden manche nicht gehalten; viele hatten mehr zu bezahlen versprochen, als sie bezahlen konnten; das sämmtliche Vermögen der Spieler war durch Verschwendung der Gewinner aufgezehrt; neue traten nicht mehr hinzu, vielmehr kehrten die Klüger zu ihren gründlichen Gewerben zurück. Als auf solche Weise die Preise immer tiefer fielen, und niemals wieder stiegen, da wollten die Verkäufer die Tulpen gegen die verabredeten Summen den Käufern in natura liefern, welche doch nie Zwiebeln für so einen Preis gewünscht hatten, und sich also sie anzunehmen und zu bezahlen weigerten. Um diese Streitigkeiten zu endigen, schickten die Blumenhändler der obengenannten Städte im Jahre 1637 Abgeordnete nach Amsterdam, welche den 24. Februar verabredeten, daß alle Kontrakte, welche vor dem letzten November 1636 geschlossen wären, unverbrüchlich gehalten werden, neuere aber den Käufern nachgelassen werden sollten, wenn diese den Verkäufern zehn Procent bezahlen würden. Indessen kehrten sich Wenige an diesen Abschied der aussterbenden Gesellschaft.

„Bei den Obrigkeiten in den Städten mehrten sich die Klagen, je mehrere des Handels überdrüssig wurden. Als aber die Gerichte sich mit diesen wunderlichen und grundlosen Händeln nicht aufhalten wollten, gingen die Klagen an die Staaten von Holland und Westfriesland und baten um Recht. Diese übertrugen die Sache dem Provinzialrathe im Haag zur Ueberlegung, nach dessen ertheiltem Gutachten sie den 27. April 1637 bekannt machten, daß sie sich vorbehielten, über diesen Handel, nach Erkundigung mehrer Umstände, zu urtheilen, daß bis dahin jeder Verkäufer seine Tulpen dem Käufer anbieten sollte, und falls dieser sie nicht annehmen würde, solche entweder behalten oder an Andere verkaufen, und sich wegen des Schadens an den Käufer halten möchte; übrigens sollten alle Kontrakte bis zur weitem Erkenntniß gültig bleiben. Aber da man hieraus nicht voraussehen konnte, wie die Obrigkeit einmal über die Gültigkeit der Kontrakte urtheilen würde, so verweigerten die Käufer nun die Bezahlung noch mehr, als vorher, und die Verkäufer hielten es für sicherer, sich zu vergleichen und ihre Forderungen gegen geringe Procente fahren zu lassen, und damit endigte sich dieses sonderbare Hazardspiel.

„Inzwischen ist es auch wahr, daß die Blumliebhaber, sonderlich in Holland, seltene Tulpenarten sehr theuer bezahlt haben und noch bezahlen, wie die Preisverzeichnisse der Blumisten beweisen. Dieß ist die kleine Tulipomanie, die gleichwohl auch manche lächerliche Vorfälle veranlaßt hat. Als Joh. Balt. Schuppe im vor. Jahrhundert in Holland war, gab ein Kaufmann einem Matrosen, der ihm

Waaren gebracht hatte, einen Häring. Der Kerl nahm von den herumliegenden kostbaren Zwiebeln, die er für gemeine hielt, einige unbemerkt und aß sie zum Häringe. Durch diesen Mißgriff kostete das Frühstück des Matrosen dem Kaufmann mehr, als wenn er den Prinzen von Oranien traktirt hätte. Bekannt ist die Geschichte des Engländer, der in einem holländischen Garten ein Paar Zwiebeln zu sich steckte, woran er eine naturalistische Beobachtung machen wollte, weswegen er als ein Dieb verklagt ward, und nur durch Erlegung einer großen Summe sich aus der Untersuchung ziehen konnte.“

Hindu-Gaukler, welche zahme Schlangen sehen lassen.

Schon in den ältesten Zeiten der Welt verstand man die Kunst, die Schlangen zu beschwören und zu bezähmen, wie man dieß aus der Bibel, Psalm 58, 5. 6. und Jeremias 8, 17. sieht. Eine vorzügliche Geschicklichkeit hierin besaß man in Aegypten und Indien, wo man noch jetzt die Beschwörung und Zähmung der Schlangen zum Erstaunen aller Volksklassen betreibt. Man nimmt ihnen ihr Gift und lehrt sie tanzen. Vorzüglich äußert die Musik einen außerordentlichen Eindruck auf sie; man lockt sie durch dieselbe nicht bloß aus ihren Schlupflöchern, sondern man sieht sie auch dabei sich in die Höhe heben und Bewegungen machen, als ob sie tanzten. Dieß thun die giftigsten und gefährlichsten Schlangen, wie die weniger schädlichen. Der englische Reisende, Browne, erzählt von den Schlangenbeschwörern zu Kahira in Aegypten Folgendes: „Die gemeinsten Schlangen in dieser Stadt gehören unter das Viperngeschlecht und sind ohne Zweifel giftig; kommt Eine derselben in ein Haus, so holt man den Beschwörer, der gewisse Formeln braucht. Ich habe drei Schlangen aus der Kajüte eines Schiffs, das nahe am Ufer lag, herauslocken sehen; der Wundermann hob sie auf und that sie in einen Sack. Ein anderes Mal habe ich Schlangen um die Körper dieser Psalli (Schlangenbeschwörer) sich in allen Richtungen herumwinden sehen, ohne daß man ihnen die Zähne herausgehoben oder sie zerbrochen gehabt, und ohne daß sie den Schlangenbeschwörern Etwas zu Leide gethan hätten.“

Dasselbe sah auch der Naturbeschreiber Sonnini in Aegypten, der jedoch behauptet, man habe den Schlangen die Zähne ausgebrochen. Bouunt erzählt von einem Franzosen zu Kahira, der ein Nest vierfüßiger Schlangen hielt, die zwei Fuß lang, schwarz und häßlich waren. Wollte er sie anfassen, so liefen sie davon und verbargen sich in ihrem Loche; allein was thaten sie, wenn sie die Töne der Musik vernahmen? Sobald er die Zitter spielte, kamen sie alle aus dem Loche heraus, krochen zu seinen Füßen hin und an ihm selbst hinauf, bis er zu spielen aufhörte, worauf sie wieder fortliefen. Von der Liebe der Schlangen zur Musik erzählt auch Charadin: „Die Ditter blasen sich auf, sagt er, wenn sie eine Flöte hören, richten sich mit der einen Hälfte ihres Körpers in die Höhe, drehen den übrigen Theil desselben herum und geben damit ordentlich den Takt an. Sie haben eine große Freude an der Musik und gehen dem Instrumente nach. Ihr Kopf, der rund und lang ist, wird bei den Tönen der Musik breit und flach, wie ein Fächer.“

Dittern und Schlangen winden sich um den Hals derer, die sie beschwören, und auch um den nackten

Leib ihrer Kinder. Als ein Armenier zu Surate sah, wie sich ein Schlangenbeschwörer von einer Otter beißen ließ, ohne daß es etwas schadete, sagte er, dieß könne er ebenfalls. Er ließ sich hierauf in die Hand beißen und starb, ehe noch zwei Stunden vergingen.“

Unter den ostindischen Schlangen ist die Cobra-Minelle die kleinste und gefährlichste; ihr Biß verursacht einen schnellen und qualvollen Tod. Sie kommt in die Häuser und kriecht auf Betten und Stühle, und

ein Engländer fand in seiner, eine Treppe hohen Kammer einmal vier, ein anderes Mal fünf solcher Schlangen. Die Cobra de Capello oder gehaubte Schlange (coluber naja) ist groß und schön, aber eine der allergiftigsten; auf ihren Biß folgt der Tod gewöhnlich in weniger als in einer Stunde. Solche giftige Schlangen sind auch die tanzenden Schlangen, die man in ganz Hindostan in Körben herumführt; dieß thun Leute, die sich damit ihr Brod erwerben; sie blasen auf der Flöte und die Schlangen fangen zu tanzen an.



Hindu-Gaucker, welche zahme Schlangen sehen lassen.

Es ist eine beglaubigte Thatsache, daß, wenn ein Haus von diesen oder andern Schlangen heimgesucht wird, man solche Musikanten holen läßt, die durch das Blasen auf einem Flageolet ihre Schlupfwinkel ausfindig machen; denn sobald die Schlangen Musik hören, kommen sie ganz ruhig aus ihren Löchern heraus und lassen sich leicht fangen. Hört die Musik auf, so sinkt die Schlange ohne Bewegung hin; thut man sie aber nicht sogleich in den Korb, so laufen die Zuschauer Lebensgefahr.

Einer der neuesten Reisenden in Ostindien, Herr Forbes, glaubt, daß die Schlangenbeschwörer wirklich die Kraft besitzen, die Schlangen zu bezaubern und zahm zu machen, und viele Andere haben als Augenzeugen denselben Glauben; allein Johnson in seinen Skizzen von den Jagdvergnügungen in Ostindien bemerkt Folgendes: „Die Schlangenfänger von Profession in Ostindien gehören zu einer niedrigen Hindu-Kaste, die außerordentlich geschickt im Schlangenfangen und im Kunststückmachen ist. Sie behaupten, sie wüßten die Schlangen durch einen Gesang oder

durch musikalische Töne aus ihren Löchern zu locken; allein alles dieß ist Betrug. Ich habe nie eine andere Schlange auf den Ton ihrer Musik aus einem Loche hervorkommen sehen, als eine zahme, der sie die Giftzähne herausgenommen und sie deshalb dahin gethan hatten. Man kann sich auf meine Behauptung verlassen; ich habe oft die Schlange getödtet und sie untersucht, worüber die Schlangenbeschwörer sehr aufgebracht wurden.“

Johnson's Erzählung hat viel Wahrscheinliches, aber immer muß man sich wundern, wie die Schlangenfänger diesen gefährlichen Thieren die Giftzähne ausnehmen. Mit großer Geschicklichkeit und Sicherheit entdecken sie die Höhlen, worin sich Schlangen aufhalten; durch Musik locken sie dieselben heraus; dann fassen sie dieselben mit der linken Hand beim Schwanz und ziehen den Körper sehr schnell durch die andere Hand, bis die Zeigefinger und der Daumen den Kopf berühren. Hierauf nimmt man die Giftzähne heraus und die Schlange fängt nun an, Unterriecht zu erhalten. Das Fangen ist jedoch selbst nach Johnson ein etwas

gefährliches Geschäft. Die Schlangenfänger sind gewöhnlich dabei mit einem glühenden Eisen versehen, um das Fleisch zu brennen, wenn sie etwa gebissen werden, und der folgende Vorfall, welchen Johnson mittheilt, lehrt, daß die Gefahr nicht völlig vermieden werden kann, selbst wenn man die Giftzähne herausgenommen hat. Ein Mann zeigte eine von seinen tanzenden Cobra de Capello-Schlangen vor einer zahlreichen Gesellschaft. Ein Knabe von ungefähr 16 Jahren quälte das Thier, damit es ihn beiße, welches dasselbe auch that, und eine Stunde darauf starb er an dem Bisse. Der Vater des Knaben war erstaunt und behauptete, dieß sey unmöglich, sein Sohn könne nicht am Schlangenbisse gestorben seyn; die Schlange habe keine Giftzähne; er und der Knabe seyn oft vorher von ihr gebissen worden, ohne daß dieß ihnen Etwas geschadet habe. Bei der Untersuchung der Schlange fand man, daß neue Giftzähne hervorgekommen waren, die zwar nicht so groß, wie die vorigen, aber doch lang genug waren, daß der Knabe gebissen werden konnte. Der alte Mann sagte, daß er dieß noch nie gesehen, auch nie Etwas der Art gehört habe.

Auf der hierbei befindlichen Abbildung sieht man einen Hindu auf einem Instrumente blasen; die Schlangen haben sich in die Höhe gehoben und sich um die Arme und den Hals des andern Hindu's geschlungen. Die eine umwindet den einen Fuß, zwei andere haben sich in die Höhe gerichtet. Ueberhaupt hat die Musik auf Thiere und Menschen einen großen, oft sonderbaren Einfluß; sie ergreift das Innerste und bewirkt die auffallendsten Veränderungen; man heilt damit Geistesranke und macht wilde Thiere zahm.

Johann Wolfgang von Goethe.

J. W. von Goethe, mit Recht von den Deutschen als einer der ersten Dichter der neuesten Zeit gefeiert, ward am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren, studirte die Rechte, nachdem er im väterlichen Hause für die Universität vorbereitet worden, zu Leipzig von 1765 bis 1768. Das Jahr 1769 brachte er wiederum in Frankfurt zu und ging 1770 nach Straßburg, wo er Doctor beider Rechte wurde. 1771 begab er sich nach Weimar, wo er die Leiden des jungen Werther's schrieb. Im Jahr 1773 bereisete er die Schweiz, 1774 und 1775 brachte er wieder in Frankfurt zu, wo er zu Ende des letzten Jahres einen Ruf nach Weimar erhielt, wohin er 1776 abging und in die Dienste des Herzogs von Weimar, Karl August, als Legationsrath trat. Im Jahre 1779 ward er Geheimrath, 1782 Kammerpräsident und in den Abstand erhoben, und darauf erster Minister seines Fürsten. Er starb, von ganz Deutschland gefeiert und bewundert, am 22. März 1832 im 83. Jahre seines Alters, sich bis zum letzten Augenblicke seiner ganzen geistigen Stärke erfreuend, nach kurzer Krankheit. Im Sterben rief er noch aus: „mehr Licht!“

Er war in jüngeren Jahren ein ausgezeichnet schöner Mann, von schlanker, hoher Gestalt. — Herrliche braune Augen, eine hohe, gewölbte Stirn, eine schöne, edel geformte Nase verliehen seinen Zügen einen Ehrfurcht gebietenden Eindruck. Von Frankfurt aus besuchte er in den Jahren 1774 und 1775 mehrmals Düsseldorf, und von hier schreibt Heinse von ihm: „Goethe war bei uns, ein schöner junger Mann von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlersflügeln.“

Ueber seine großartigen Dichtungen: Tasso, Werther's Leiden, Faust (d. h. der erste Theil des Faust), Iphigenie auf Tauris, Götz von Berlichingen u. s. w. ist nur Eine Stimme im ganzen Vaterlande, trotz der mannichfachen Gegner, die sich vorzüglich in der letzteren Zeit gegen ihn erhoben, welche aber eigentlich mehr den Menschen, als den Dichter angriffen: die Stimme des Lobes und der Verehrung. Seine übrigen Schriften, besonders die nachgelassenen, möchte vielleicht nicht mit Unrecht mancher Tadel treffen, doch muß es der ruhigen unpartheiischen Nachwelt überlassen werden, diesen auszusprechen.



Johann Wolfgang von Goethe.

Die Lungen- und andere Brustkrankheiten.

Die häufigsten Krankheiten dieser Art sind starker Schnupfen, das Seitenstechen, Lungenentzündung und Schwindsucht. Die ersten drei Krankheiten sind entzündlicher Art; da sie aber an verschiedenen Orten der Lungen ihren Sitz haben, so haben ihnen die Aerzte darum specielle Namen gegeben. Um den Lesern einen klaren Begriff dieser Specialität zu verschaffen, müssen wir sie darauf aufmerksam machen, daß die Organe der Lungen drei getrennte Gewebe besitzen und daß die Krankheit bald nur in einer, bald in allen drei Geweben ihren Sitz hat. Im ersten Gewebe durchdringen die Zweige der Luftröhre, welche gleich der Luftröhre selbst von einer zarten Haut umgeben sind, die Lungen in jeder Richtung. Die Entzündung dieser Haut bildet den Schnupfen. Im zweiten Gewebe ist das Außere der beiden Lungen durch eine noch zartere Haut bedeckt, welche dünn und so durchsichtig wie Seidenpapier ist. Entzündet sich diese Haut, so nennt man diesen Zustand Seitenstechen (Pleurisie). Drittens hat die Lunge ein Gewebe zwischen den eben beschriebenen innern und äußern Häuten, welches aus den eigentlichen Lungengefäßen besteht. Zeigt sich hier eine Entzündung, so nennt man solche Lungen-Entzündung.

Die Schwindsucht dagegen ist eine eigenthümliche, von gewöhnlichen Entzündungen abweichende Krankheit.

Es fällt unter gewissen Umständen sehr schwer, mit Sicherheit zu bestimmen, welche Art dieser Brustkrankheiten den Kranken getroffen hat, da die äußeren Kennzeichen derselben bei einem hohen Grade der Krank-

heit einander so ähnlich sind. Ein Kranker kann einen heftigen Husten, einen starken Eiterauswurf, ein kurzes Athmen, Schmerzen oder Stechen in der Brust, Magerkeit, ein auszehrendes Fieber wahrnehmen lassen, und doch können alle diese Dinge von einem starken, lange anhaltenden Schnupfen allein herrühren, sowie sie auch freilich (obgleich es seltener der Fall ist) ein gefährliches Seitenstechen oder auch eine Entzündung der eigentlichen Lungen anzeigen. Gewiß ist jede Verletzung der Lungen und der mit ihnen verbundenen Theile mit Husten, kurzem Athmen und einem oder dem andern der eben bemerkten Umstände verbunden. Die Schwierigkeit, zu erkennen, welcher Theil der Lungen leidet, rührt von ihrer Lage im Körper her, weil die Lungen in einem knöchernen Behälter liegen, welchen die Rippen einschließen. Wir sind daher nicht fähig, wenn ein Theil der Lungen leidet, durch Gesicht oder Gefühl den wahren Sitz des Uebels zu erkennen, sondern bloß durch jene erwähnte Wahrzeichen, welche uns jedoch sehr oft über den wahren Sitz der Krankheit täuschen.

Aber im Jahre 1816 entdeckte der berühmte Arzt Laennec in Paris ein neues Verfahren, um durch das Gehör zu bestimmen, welche Krankheit der Lunge den Kranken plagt. Diesen Weg hatte vor ihm kein anderer Arzt eingeschlagen. Seine Kollegen waren darüber erstaunt und glaubten nicht, daß diese Entdeckung nützlich werden könne.

Die Entdeckung des Herrn Laennec veranlaßte der Zufall, daß er sein Ohr sehr nahe an die Brust des Kranken legte und sofort einen eigenthümlichen Ton in derselben wahrnahm. Er folgte diesem Winke und ließ eine Art Dretrompete verfertigen, um jenen Ton in voller Eigenthümlichkeit deutlicher auffassen zu können, und mit diesem Stethoskop (Instrument, um aus dem Schalle des Athmens die eigentliche Brustkrankheit zu erkennen) begann er eine Reihe von Wahrnehmungen, welche er mit vieler Anstrengung mehrere Jahre fortsetzte. Als Herr Laennec diese wichtige Entdeckung vollendet und gegen allen Widerspruch durch Beweise gesichert zu haben glaubte, machte er die Früchte seiner Versuche bekannt. Er zeigte, daß die gesunden Lungen mit einem eigenthümlichen Schalle die Luft ein- und ausathmen und daß die verschiedenen Lungenkrankheiten in ihren einzelnen Stadien der Zu- und Abnahme den Schall des Ein- und Ausathmens verändern. Diese Krankheitserkennung durch den Schall und ihr unleugbar gewordener Nutzen wird schon in mehreren Ländern anerkannt.

Die Entzündungskrankheiten der Brust sind gleich andern innern Entzündungen heilbar, aber die Schwindsucht ist am schwersten zu heilen, wie alle gewissenhafte Aerzte eingestehen. Doch versprechen oft Quacksalber eine Heilung, die als höchst schwierig von den ersten Aerzten anerkannt wird, und solchen Quacksalbern schenken viele Schwindsüchtige Glauben, weil ihnen bisweilen, in der Meinung des getäuschten Publikums, eine Kur gelingt. Hat z. B. eine besorgte Mutter bei einem Kinde von zarter Gesundheit etwas Husten wahrgenommen, so fürchtet sie, daß dieß der Anfang einer Schwindsucht sey, und ein Arzt ohne gründliche Kenntnisse wird ihre Furcht leicht steigern, um ihr Kind einer strengen Kur zu unterwerfen, so unbedeutend auch die wahre Ursache des Hustens fern mag, und hernach verkündigen, daß er eine Schwindsucht geheilt habe. Die wirklich in ihrer Wissenschaft hoch erfahrenen Aerzte pflegen niemals von Wunderku-

ren zu reden und von einem unbedeutenden Husten und dessen Heilung nicht viel Wesens zu machen.

So schwer es auch bisweilen dem wissenschaftlichsten Aerzte ist, die Schwindsucht der lebenden Kranken mit Zuverlässigkeit von den langwierigen Wirkungen einer Brustentzündung zu unterscheiden, so leicht ist dieses bei der Section der Brust eines Schwindsüchtigen nach seinem Ableben, denn die Lungen sind dann ganz anders gestaltet.

Der Same der Krankheit, welcher sich später in Schwindsucht umbildet, findet sich in den Lungen lange vorher, ehe der Kranke sich eigentlich unpaß fühlt. Er kann lange Zeit seinem Geschäfte und seinem Vergnügen sich ganz hingeben, ohne alle andere Warnung vor dem Schicksale, das ihn bedroht, als daß er etwa einen geringen Reiz in der Spitze der Luftröhre fühlt. Der Bergliederer nimmt diesen Anfang der Schwindsucht an der Luftröhre nur dann gewahr, wenn der Kranke an einer andern Krankheit oder einem Zufalle plötzlich starb. Alsdann zeigen sich in der geöffneten Brust auf der obern Hälfte beider Lungen rundliche kleine Perlen, gleichwie harte Körner, von blasser, graugelber Farbe und der Größe eines Hirschkorns bis zum Hanfkorne. Sie sind so zerstreut über die Lungen, wie die Korinthen in einem englischen Pudding. Gesunde Lungen haben diese Beulen oder Finnen nicht; wie sie aber in den kranken Lungen durch irgend eine organische Veränderung der Lungen entstehen, ist noch nicht entdeckt worden. Sie können nicht durch die eingeathmete äußere Luft entstanden seyn, denn man trifft sie oft in den innern Theilen des menschlichen Körpers, z. B. an den Knochen, an, wohin keine äußere Luft dringen kann.

In diesem Zustande scheinen jene Finnen die innere Lebenskraft der Lungen im Ein- und Ausathmen nicht merklich zu stören, obgleich sie schon das Zellgewebe des Athembolens etwas drücken. Utmälig wachsen sie in drei Zeitabschnitten. Ich beschreibe sie in folgender Darstellung des zweiten und dritten Abschnitts.

Im zweiten Abschnitte wachsen die Finnen, nähern sich daher mehr in unregelmäßigen Gruppen. Ein gelber Speck entwickelt sich nun in der Mitte jeder Finne, welcher, sowie die Finne wächst, von der Größe einer Erbse zur Größe einer Haselnuß immer gelber wird. Auch wachsen mehrere einzelne Finnen zusammen.

Im dritten Zeitabschnitte dauert dieses Zusammenwachsen der Beulen bis zur Größe einer Wallnuß und noch weiter fort. Die Masse wird weicher, und zerreibt man solche zwischen den Fingern, so ist sie schmierig wie fetter Käse und wird fast flüssig. Diese Flüssigkeit beginnt in der Mitte der Masse und vermehrt sich so lange, bis die Beulen ganz auseinander fließen, und in solchem Zustande vom Kranken mit einem heftigen Husten ausgeworfen werden und hohle Geschwüre in den Lungen zurücklassen.

Der Kranke fühlt im zweiten Abschnitte der Krankheit sich schon sehr angegriffen, aber noch weit mehr im dritten. Dann tritt der den Kranken abmattende Husten mit Fieber und Nachtschweiß noch heftiger ein. Eine kurze Erleichterung verleihet ihm der starke Auswurf der flüssig gewordenen Eiterungen, aber dieses Eitern und Zusammenfließen hört nicht auf, bis die Lungen das Leben nicht länger zu unterstützen vermögen und der Körper vollkommen abgemagert ist.

Nächstens soll die ärztliche Behandlung der Schwindsüchtigen folgen.

Ueber Menschenkenntniß.

Für den Menschen ist nichts nothwendiger und vortheilhafter, als Menschenkenntniß, und doch giebt es so Wenige, welche eine genaue, gründliche und umfassende Einsicht in das haben, was der Mensch ist, was er sinnt, wünscht und will, und was man von ihm zu erwarten hat. Mancher durchreiset Städte und Länder, verkehrt mit vielen Menschen, lernt ihr konventionelles Benehmen kennen und glaubt nun, in die Geheimnisse der menschlichen Natur tief eingeweiht zu seyn, und was weiß er von den Menschen? Diese nehmen den Schein des Guten an, zeigen sich im Sonntagskleide und fröhnen ihrer Eigenliebe und ihrem Eigennutze, und dieß Wissen nennt er Menschenkenntniß; allein warum handeln die Menschen so und nicht anders, und warum trägt ihre Denkart und Handlungsweise dieses Gepräge? Diese Aufgaben kümmern ihn wenig oder gar nicht. Er weiß mit ihnen instinkartig umzugehen, sie erwidern dieß auf dieselbe Art und Beide suchen ihre Absichten so gut als möglich zu erreichen. Dieser Schatten von Menschenkenntniß aber ist lange nicht ausreichend; allenthalben muß man auf den Grund dringen und die Ursachen der Erscheinungen entdecken. Nicht an der Oberfläche muß man hängen bleiben, sondern in die geheimen Werkstätten eindringen, wo Gedanken geboren, Neigungen und Begierden erzeugt, Wünsche und Entschlüsse zu Tage gefördert werden und wo der Ursprung alles Lebens und Webens sprudelt.

Wer Menschen gründlich kennen lernen will, der muß sich selbst genau erforscht haben. Er muß wissen, welche Geisteskräfte er besitzt, wie diese wirken, wernach sie streben und wie sich theils bekämpfen, theils im Vereine auf ein vorgestecktes Ziel lossteuern. Wer in seinem Busen einheimisch ist, der erräth Andere, der versteht sie, weiß sie zu leiten und zu seinem Vortheile zu benutzen. In den Tiefen, wo die Triebfedern wirken, ergündet er das, was Andere sinnen und wollen; sie gleichen ihm, wie er mit ihnen, von gleichen Neigungen und Wünschen getrieben, seines Lebens Thätigkeiten gestaltet. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor und gleiche Wirkungen lassen auf gleiche Ursachen schließen. Der Eine besitzt etwas mehr Besonnenheit, Fassung oder Schlaubeit, als der Andere; er weiß sich mehr zu verstellen und gewinnt durch List die Gunst der Andern, die ein Dritter durch Offenherzigkeit sich erwirkt. In der Welt zeigt sich der Mensch größtentheils so, wie er es seinem Vortheile gemäß findet; er will gefallen und durch das Wohlwollen und den Beistand Anderer seinen Vortheil befördern. Man studire daher sich selbst sorgfältig und man wird deutlich in dem Gesichte und in den Aeußerungen und Handlungen Anderer lesen, was sie sind oder beabsichtigen. Denn wenn Jemand fleißig mit Menschen verkehrt und ihr Thun und Treiben sorgfältig beobachtet und richtig auffaßt, so wird er, mit sich selbst genau bekannt, Mittel entdecken, wie er sie zu seinem Vortheile leiten kann. Er wird sie zu regieren verstehen und mit ihnen auf die beste Art durchkommen. Allein diese Vortheile kann er sich nur dadurch verschaffen, daß er die menschliche Natur in sich selbst gründlich und richtig kennen gelernt hat

Die Drahtmühle.

In derselben wird das Eisen zu dünnen Stäben ausgeschmiedet und dann auf dem Drahtzuge zu Drahte von verschiedener Dicke gezogen. Dieß geschieht durch folgende Werkzeuge: Auf einem großen, tischartigen Klotze, welcher die Ziehbank heißt, ist ein viereckiges, keilförmig gearbeitetes Stück Eisen eingeschlagen, so, daß es mehr Höhe als Breite hat; wagerecht sind durch dasselbe verschiedene Löcher trichterförmig gehohlet. Dieses wird das Ziehisen genannt. Der Drahtmüller glüht seine dünnen Eisenstangen weich und löschet sie in Talg ab; dann feilt er die Spitze dergestalt zu, daß sie durch Eines der Löcher im Ziehisen gesteckt werden kann und aus der engeren Oeffnung des Loches hervorragt. Ist der Eisenstab durch das Loch des Ziehisens gesteckt, so läßt der Müller das Werk an, oder er setzt mittelst eines Hebels das Reckewerk in Thätigkeit. Eine große eiserne Zange, welche sich vor dem Ziehisen befindet, öffnet sich, nähert sich dem Ziehisen und ergreift die Spitze des Eisenstabes. Sie schließt sich dann fest zu und wird durch einen heftigen Ruck des Werkes auf eine gewisse Weite zurückgezogen. Die ergriffene Spitze des Eisenstabes muß ihr folgen; dadurch wird ein Faden aus dem Körper des Stabes gezogen, welcher an Dicke dem Durchmesser des Loches im Ziehisen gleich ist. Die Zange öffnet sich wieder, läßt den Draht fahren, nähert sich dem Ziehisen von Neuem, faßt den Draht wie vorher und setzt ihre Arbeit ununterbrochen fort. Unterdeß windet das Werk den hervorgezogenen Draht auf die Scheibe oder Leier, eine Walze, welche gleichmäßig mit der Bewegung der Zange umgetrieben wird.

Der gewonnene Draht bleibt entweder so, wie er ist, oder er wird noch einmal durch ein engeres Loch gezogen, wodurch er noch mehr Ausdehnung erhält und an Dicke verliert.

Die dünngeschmiedeten und kreisförmig gebogenen Eisenstäbe sowohl, als der fertige, in großen Bogen aufgewundene Draht werden in einer besondern Vorrichtung gereinigt. Mehrere Pfosten, welche sich wie Arme nebeneinander vorstrecken, werden von dem Wasserrade so in Bewegung gesetzt, daß sie sich wechselseitig wie die Tasten eines Klaviers heben. Aus ihnen ragen Pföcke empor; über diese wird der Draht auf die Pfosten gelegt und durch deren Bewegung geprellt. Die Pföcke, welche sich ziemlich im Mittelpunkte des Bogens befinden, verhindern, daß der Draht abgeworfen werden kann. Zugleich schießt das Wasser auf den Draht. Durch dieses Verfahren wird das Eisen gleichsam geschauert und verliert durch das Prellen die anhängenden rauhen Theilchen.

W o c h e.

Am 17. August 1786 starb König Friedrich II. von Preußen. Er war gewiß der größte Monarch seiner Zeit; er vermehrte seinen Staat im Süden durch Schlesien, im Osten durch Westpreußen, im Westen durch Ostfriesland und führte zur Behauptung Schlesiens drei kostspielige Kriege. Er suchte die Erwerbsquellen seiner Unterthanen zu vermehren, baute Kanäle und Straßen, legte Sümpfe trocken, ließ keine Hungersnoth einreißen ic. Als Schriftsteller seines Hauses war er unpartheiisch und prahlte mit sei-

nen Thaten keineswegs in seiner Zeitgeschichte, und war er auch ein oberflächlicher Philosoph und schwacher Dichter, so war er doch ein gerechter Regent.

Am 18. August 1752 wurde Cajetan Filangieri, Ritter und königl. Finanzrath, in Neapel geboren und starb den 22. Juli 1788. Er stammte aus einem alten Geschlechte, verließ im 17. Jahre den Kriegsdienst und widmete sich den Studien der Geschichte, Mathematik und Philosophie. Mehrere tiefsinnige und lehrreiche Werke, welche er begann, beendigte er nicht. Seine erste Schrift, die ihm einen Namen erwarb, vertheidigte die vorsichtige Auslegung und Anwendung der Gesetze gegen die in seinem Vaterlande damals, leider, so oft herkömmliche Willkühr der Richter. Als er im J. 1777 in die Hofdienste überging, Kammerherr und hernach Offizier in der Marine wurde, hielt man ihn für den bescheidensten der Höflinge, für einen erfahrenen Seemann und sah, daß er neben der Erfüllung der Amtspflichten seine Studien eifrig fortsetzte. Sein König schätzte ihn sehr. Wegen seiner durch zu anhaltende Studien geschwächten Gesundheit erlaubte ihm der König 1783, auf einem Landhause in der Stadt, la Cava, zu leben, bis er ihn 1787 in den Finanzrath nach Neapel berief. Von seinem herrlichen Werke über die Gesetzgebung erschien der erste Theil im Jahre 1781, und die erste Abtheilung des fünften Buchs erst nach seinem Tode. Das Ganze sollte in sieben Büchern geschlossen werden. Seine Werke sind in alle Sprachen der civilisirten Welt übertragen worden und Franklin empfahl seinen Mitbürgern, ihre Gesetzgebung auf Filangieri's Grundsätze fest zu stellen.

Am 19. August 1792 entflieht der General Lafayette mit seinem Generalstabe aus Frankreich, wird im Lüttich'schen verhaftet und in langer Gefangenschaft gehalten. — Tod des Papstes Pius VI. zu Valence d. 19. Aug. 1799.

Am 20. August 1793 wird der französische General Custine hingerichtet, der im vorigen Jahre Mainz eingenommen hatte.

Am 21. August 1758 hoben die Russen die Belagerung von Küstrin auf, nachdem sie vergebens durch Bombardirung die Stadt eingeäschert hatten, als der König Friedrich II. von Preußen im Eilmarsche zum Entsätze heranrückte.

Am 22. August 1757 wurde vom Reichstage zu Regensburg der Uchtsprozeß gegen Friedrich II. als Churfürsten von Brandenburg erkannt.

Am 23. August 1813 wollte Napoleon bis Berlin mit dem linken Flügel seiner Heere vordringen, allein an diesem Tage schlug der Kronprinz von Schweden mit der Armee von Norddeutschland den französischen Marschall Dubinot bei Teltow und Großbeeren, die Preußen unter Bülow erstürmten Großbeeren mit dem Bajonett und trieben die Division Dürutte in die Moräste.

Das Wespennest an einer Weide.

Ein aufmerksamer Beobachter der Wespen schickt uns folgende Beschreibung eines Wespennestes, welches ihm wegen der Lage und des Baues besonders merkwürdig schien: Ich habe deren viele gesehen an Ufern, Mauern, oder an der Erde, schreibt er, aber nie-

mals über der Oberfläche aufgehangen, wie dieses Nest über einem stehenden Wasser an dem Zweige einer Trauerweide, in meinem Garten. Die Länge des Nestes von a bis b hat 9 bis 10 Zoll, und die Breite von c — d 6 Zoll. Das Nest enthält 5 horizontale Scheibenlagen, welche oben hohl und unten rund erhaben sind; sie hängen durch Binden über einander, wie e zeigt. Die 1769 Zellen liegen — in einer Richtung f.



Das Wespennest an einer Weide.

Der Eingang hatte etwa $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschnitte, und zwar unten, g; das Aeußere oder die Papierhülle war von der Scheibe abgesondert, so daß die Wespen einen freien Zugang zu jeder Abtheilung behielten. Der obere Theil a war fest und der untere Theil b ein offener Raum mit dem Eingange g an der einen Seite. Das Aeußere oder die Hülle des Nestes hatte mehrere dem Papiere ähnliche Lagen und an den Seiten deren ungefähr 15. Die verbrannten Scheiben lieferten eine Holzkohle.



Der Puls des Menschen.

Den Puls benutzt man vorzüglich dazu, um das Maaß der Kraft des Herzens, die Freiheit seiner Thätigkeit und die Anfüllung der oberflächlich liegenden Arterien kennen zu lernen. Bei einem neugeborenen Kinde schlägt der Puls in einer Minute ungefähr 140, bei einem einjährigen etwa 120, bei einem zwei- bis dreijährigen ungefähr 100; später bis zum Jünglingsalter 90 bis 95, beim Manne ungefähr 70 und beim Greise 60 Mal und darunter. Das Weib hat gewöhnlich einen etwas schnellern Puls, als der Mann. Der kleinere Mensch hat gewöhnlich mehr Pulsschläge.

So lange wir gesund und ruhig sind, bleibt sich die Anzahl der Pulsschläge ziemlich gleich; allein so wie wir essen oder trinken, uns körperlich bewegen oder geistig aufgeregter sind, nimmt sie zu. Im Schlafe nimmt sie dagegen etwas ab.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.